



Lucie Whitehouse

Als hätten wir
alle Zeit
der Welt

Weltbild

Der Sommer, in dem die Vergangenheit zurückkam

Joanna und ihre Freunde sind seit Studienzeiten unzertrennlich. Einer von ihnen, Lucas, erbt Stoneborough Manor: ein Herrenhaus auf dem Land - umgeben von einer rätselhaften Atmosphäre. Dort sagt Lucas Joanna endlich, dass er sie liebt. Joanna spürt jedoch bald, dass das Haus eine merkwürdige Wirkung auf ihn ausübt. Als er in Stoneborough auf beunruhigende Geheimnisse in seiner Familiengeschichte stößt, muss Joanna entscheiden, wie sie wirklich zu ihm steht. Wie durch einen heimlichen Pulsschlag des Hauses angetrieben, werden einen heißen Sommer lang die Schatten der Vergangenheit lebendig. Die erotischen und emotionalen Spannungen eskalieren. Für Joanna zerbrechen Freundschaften, eine neue Beziehung entsteht. Und nichts ist mehr, wie es war ...

Ein spannender Frauenroman über Sehnsucht, Obsession und Verrat.

Lucie Whitehouse

Als hätten wir alle Zeit der Welt

Roman

Aus dem Englischen von Maria Andreas-Hoole

Weltbild

Die Autorin

Lucie Whitehouse wurde 1975 in den Cotswolds geboren und wuchs bei Stratford-on-Avon auf. Sie studierte Altphilologie in Oxford und gab die dortige Universitätszeitung heraus. Zuerst journalistisch tätig, wechselte sie in die Verlagswelt und arbeitete als Literaturagentin in London. Mittlerweile lebt sie in Brooklyn, New York.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The House at Midnight.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2008 by Lucie Whitehouse

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020 by S.Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am
Main

Übersetzung: Maria Andreas-Hoole

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-768-4

Für meine Eltern, in Liebe

Kapitel I

Noch heute erinnere ich mich so genau an den ersten Anblick des Hauses, als liefе in mir ein Video ab.

Danny, Martha und ich fuhren zusammen aus London aufs Land hinaus; unser kollektiver Wille hielt meine altersschwache Ente davon ab, liegen zu bleiben, wie sie es in letzter Zeit immer öfter tat. Die kalte Nachtluft zog durch die undichten Fenster herein, als ich die Karre zu einem Tempo antrieb, das sie mir spürbar übel nahm. Während wir an jenem Abend die Stadt verließen, wälzte sich dichter Verkehr stadteinwärts und wir fühlten uns ein bisschen wie Abenteurer – wir schwammen gegen den Strom.

Lucas' Wegbeschreibung war leicht zu folgen, bis wir von der Autobahn abfuhren. Dann verirrten wir uns bald im Labyrinth der schmalen Landsträßchen, die das südliche Oxfordshire durchziehen. Eigentlich war ich ganz froh darüber; ich wollte innerlich bereit sein, Lucas zu sehen, und die Meilen waren mir zu schnell vorbeigeflogen. In der halben Stunde, in der wir immer dieselben dunklen Straßen abfuhren, hatte ich Zeit zum Nachdenken. Schließlich blieb ich im Dorf, das wir eine ganze Weile umkreist hatten, am Straßenrand stehen.

Danny beugte sich zwischen den Sitzen nach vorn. »Das Kaff hier ist wie das Ende der Welt.«

Er hatte recht. Sogar für ein Dorf machte Stoneborough nichts her. Die fünf, sechs Cottages, die sich aneinanderdrängten, wirkten wie unbewohnt; nur aus einem kam etwas Licht: Hinter einer Tüllgardine im Obergeschoss flimmerte bläulich ein Fernseher. Im Dorf gab es einen Teich, dessen Ufer von gefrorenem Schilfrohr starrten, und eine Wiese, kaum mehr als ein Fleck steifes, weißes Gras. Niemand war darübergelaufen, seit der Raureif gefallen war.

»Wir können nicht nochmal im Kreis fahren«, sagte ich. »Wir müssen fragen.«

»Können wir Lucas nicht einfach anrufen?«, fragte Martha.

»Ich hab keinen Empfang.«

Auf der anderen Straßenseite stand ein Pub, der White Swan, ein gedrungener Steinbau mit einem Dach wie ein zu großer Hut. Die

oberen Fenster schielten verschlagen unter der Dachtraufe hervor.

»Vielleicht will das Haus nicht gefunden werden«, sagte Martha. Sie öffnete die Beifahrertür und stieg aus. Ihr über den Knien eng anliegendes Cocktailkleid hinderte sie daran, wie sonst große Schritte zu machen; sie stöckelte durchs Scheinwerferlicht und trat ins Pub.

Nachdem ich den Motor abgestellt hatte, beugte sich Danny wieder zu mir nach vorn. »Ich hoffe stark, es ist nicht mehr weit. Es ist schon neun vorbei und ich brauch unbedingt einen Drink.« Er hatte ganz eindeutig eine Whiskyfahne.

»Du hast die ganze Fahrt immer wieder aus dem Flachmann getrunken. Ich hab dich im Rückspiegel beobachtet.« Ich drehte mich um und sah ihn an. Die Kutscherlampe des Pubs warf scharfe Schatten auf sein Gesicht. Er sah aus wie ein Kobold.

»Wir haben Silvester, Joanna.«

»Zünd mir doch eine Zigarette an, ja?«, bat ich ihn. »Meine sind im Kofferraum.« Er wühlte zwischen den Zeitungen auf dem Rücksitz herum und fand seine Schachtel. Das Streichholz flammte auf und erlosch. »Danke.«

»Deine Hände zittern.«

»Echt?« Ich streckte eine Hand aus und musterte meine Finger im Licht des Armaturenbretts. »Vielleicht ist es die Vorstellung von diesem großartigen Herrenhaus. Solche Kästen schüchtern eine englische Lehrerstochter ganz schön ein, weißt du.« Ich zuckte mit den Achseln und kurbelte das Fenster herunter, um den Rauch hinauszublase. Bei Danny hatte ich die Taktik entwickelt, meine Schwächen lieber gleich zuzugeben, als ihm das Vergnügen zu verschaffen, sie selbst bloßzulegen.

»Das gefällt mir an dir: Du bist immer so ehrlich, was deine bescheidene Herkunft angeht.« Er lehnte sich zurück und fing an, auf seinem Handy alte SMS durchzuklicken.

»Ganz schön aufregend für mich, endlich mal Zutritt zu den oberen Herrschaftsetagen zu bekommen!«

Martha kam aus dem Pub, die schwere Holztür fiel laut hinter ihr zu. »Da lang, etwa noch eine Meile. Ich glaube, wir sind mindestens dreimal daran vorbeigefahren. Es gibt anscheinend kein Hinweisschild, nur

einen Weg, der nach links in den Wald abgeht.« Sie zog sich ihre rote Kunstpelzjacke enger um die Schultern. »Brr, ist das kalt da draußen.«

»Ich dachte, ihr New Yorker wärt an harte Winter gewöhnt«, sagte Danny.

Wir ließen das Dorf hinter uns. Ich lebte nun schon so lange in London, dass ich vergessen hatte, wie dunkel es auf dem Land wird. Hecken flitzten vorbei, nur von unseren Scheinwerfern beleuchtet, und fielen hinter uns wieder ins Dunkel zurück. Im Unterholz sahen wir mehrere kleine Augenpaare. Nach etwa einer Meile bremste ich ab und suchte genauer nach der Abzweigung. Wir kamen in einen Wald. Riesige Bäume wölbten sich über der Straße zu Tunnelskeletten, die kahlen, ineinander verflochtenen Äste wankten unheimlich hin und her. Ein paar Minuten fuhr ich langsam auf dem Randstreifen entlang.

»Da«, sagte Martha. »Das muss es sein.« Ich bog auf einen unbefestigten Weg ab. Ich hatte erwartet, das Haus schon vom Ende der Zufahrt aus zu sehen, und hielt nach Lichtern Ausschau, doch da war nichts als das dichte Gewirr nackter Zweige, die sich vor uns öffneten und hinter uns schlossen wie ein engmaschiges Netz. Mir fielen jene Märchenwälder ein, wo die Bäume rasend schnell zu wuchern beginnen und alle erwürgen, die so dumm sind, sich dort hineinzuwagen. Doch hier gab es keine Anzeichen frischer Triebe. Alles um uns war abgestorben oder im Tiefschlaf, im winterlichen Trauergewand. Wir verstummten wie unter dem Bann der Äste, die sich drohend vor uns erhoben und dann wieder zur Seite wichen. Meine Ente musste sich auf dem Weg schwer abmühen, fast eine weitere Meile lang rumpelten und holperten wir über Schlaglöcher, bis sich nach einer Linksbiegung plötzlich eine kreisförmige Kiesauffahrt auftat.

Ich schaltete den Motor aus. Da, vor uns, lag das Haus. Stoneborough Manor in den Cotswolds, dieser Steinklotz – anders konnte man das Ding nicht nennen –, den Lucas, mein bester Freund, vor kurzem geerbt hatte.

Dreigeschossig ragte er in die Nacht, als wollte er ihr die Stirn bieten. Die sieben Fenster im ersten und im zweiten Stock warfen auf ihren schwarzen Flächen die schmale Mondsichel zurück, doch aus sämtlichen Fenstern des Erdgeschosses fiel Licht auf die beiden kleinen

Rasenvierecke vor der Fassade. Eiben säumten den langen Weg zum Eingangsportal, das auf zwei glatten, runden Säulen ruhte. Mir wurde beklemmt zumute. Lucas hatte mir das Haus ziemlich genau beschrieben, trotzdem versetzte mir die Wirklichkeit einen Schock. Das konnte doch nicht ohne Einfluss auf unser Verhältnis bleiben, oder?

Wir luden unser Gepäck aus dem Kofferraum, und ich schloss den Wagen ab, auch wenn kaum anzunehmen war, dass ihn jemand so weit abseits aller Zivilisation aufbrechen würde. Auf dem Weg zum Haus hielt ich mich an Dannys Arm fest; die großen Steinplatten waren durch den Frost rutschig geworden, und meine High Heels, in die ich gerade geschlüpft war, hatten nicht besonders griffige Sohlen. Martha drückte auf die Klingel, ihr Echo setzte sich ins Haus hinein fort wie ein Flüstern. Etwa eine Minute lang blieb alles still, dann erschien hinter den Buntglasscheiben in der Tür eine Gestalt. Und plötzlich war er da, von hinten beleuchtet, mit einem Grinsen im Gesicht. Ich sah sofort, dass er abgenommen hatte.

»Lucas, das Haus ist unglaublich«, sagte ich und machte einen Schritt auf ihn zu. Er legte die Arme um mich und drückte mich fest an sich. Der raue Kragen seines Smokings rieb an meiner Wange.

»Hallo«, sagte er dicht an meinem Ohr.

Er ließ mich los, umarmte Martha und schlug dann Danny auf den Arm. »Na, Kumpel. Kommt rein. Habt ihr gut hergefunden?«

»Nach ein paar Anstrengungen«, sagte Danny. »Wahnsinn, das Haus ist ja phantastisch. Und du hast so ein Geheimnis draus gemacht. Warum bin ich nicht schon früher hier gewesen?«

»Nun ja, schließlich hat es Patrick gehört. Leute hat er nur in London eingeladen. Hier lebte er ganz zurückgezogen, nur die Familie kam hierher.«

Wir stellten unser Gepäck bei der Tür ab und standen in der Eingangshalle, dem Herzstück des Gebäudes. Sie wurde nur von zwei großen Tischlampen auf einer Holztruhe erhellt, die ihre Lichtkreise auf die schwarz-weißen Bodenfliesen warfen. Ringsum am Rand standen etliche Säulen mit Marmorbüsten, eine davon hatte unsere Collegekrawatte um den Hals geknotet. Über uns wand sich das Treppenhaus in einer Spirale nach oben wie das Innere eines

Schneckenhauses, von Windung zu Windung dunkler. Die Wände warfen unsere Stimmen als kühles Echo zurück, das sich nach oben fortpflanzte, bis es vom Baukörper verschluckt wurde. Es roch kräftig nach altmodischer Möbelpolitur.

»Jetzt, wo alle da sind, gibt's den Champagner.« Lucas öffnete eine Tür, die in einen riesigen Salon führte. Hier war es spürbar wärmer. Ein weißer Marmorkamin beherrschte den Raum, der Stein war mit einem Muster aus Eichenblättern und Eicheln verziert, auf dem Rost brannte mit lodernden Flammen ein Feuer. Vor den drei Fenstern hingen Brokatvorhänge, die von der Decke bis zum Boden reichten; ihr verblichenes Rubinrot und Grün harmonierten mit der Efeubordüre des Teppichs, der abgetreten war, aber darum umso edler wirkte. Auch in diesem Raum kam das Licht nur von einzelnen, auf niedrigen Tischen im Raum verteilten Lampen, dazu von zwei dicken Kirchenkerzen auf dem Kaminsims. Vor dem Kamin standen zwei tief burgunderrote Ledersofas, die den Eindruck erweckten, als stünden sie hier, seit das Haus erbaut worden war. Sie gehörten so sehr zu diesem Salon, dass ich mir vorstellte, sie wären aus Samen im Teppich hervorgewachsen. Auf einem der Sofas saßen Rachel und ein Mann, den ich nicht kannte. Sie standen auf und Danny tänzelte hinüber, nahm Rachel in die Arme und wirbelte sie wild im Kreis herum.

»Hör auf«, lachte sie. »Lass mich runter, Danny. Du ruinierst mir das Kleid.«

Er setzte sie auf den Teppich ab und trat zurück, um sie zu begutachten. Sie trug ein silbernes, schlicht geschnittenes Kleid aus einem Stoff, der aussah wie Knitterfolie und an der Schulter und am Saum absichtlich eingerissen war. Als hätte sie sich gerade mit einer anderen wilden Schönen auf dem Laufsteg gealgt. »Hübsch.« Danny nickte zustimmend und schob die Unterlippe vor.

Sie drehte sich zu dem Mann um und lächelte ihn an. »Greg, das sind Danny, der Unvergleichliche, Joanna und Martha.«

»Ah, der neue Freund«, sagte Danny.

»Gott, bist du ein Rüpel.« Sie gab ihm mit dem Handrücken einen Klaps. »Und so neu ist er auch nicht mehr. Wir sind jetzt schon drei Monate zusammen.«

»Schön, euch kennenzulernen.« Greg streckte eine große Hand aus, und ich schüttelte sie. Sein Händedruck war kräftig und trocken. Ich war als Teenager quälend schüchtern gewesen und hatte mich inzwischen von diesem Manko weitgehend befreien können, doch immer noch traf ich ab und zu auf einen Menschen, bei dem die alte Schüchternheit wieder aufflammte. Dieser Mann gehörte dazu, das war mir gleich klar. Rachels Freunde sahen immer gut aus, Greg hatte kurze braune Haare und warme braune Augen mit langen Wimpern. Er gehörte auch zu den Männern, die sich öfter als einmal am Tag rasieren müssen, wenn sie gepflegt aussehen wollen; der Schatten auf seiner Kinnpartie und seine Bräune gaben ihm etwas leicht Ausschweifendes. Aber das war nicht der Grund. Er schien zwar nur drei, vier Jahre älter zu sein als wir, doch er hatte etwas undefinierbar Erwachsenen an sich. Als ich ihn anlächelte, spürte ich seinen Blick auf mir, als wollte er mich durchleuchten. Rasch sah ich zu Boden, um nicht unbewusst etwas von mir preiszugeben.

»Wo ist Michael?«, fragte Martha. »Wollte er nicht auch kommen?«

Lucas stand vor dem hochglanzpolierten Tisch, wo er die Champagnergläser aufbaute; er drehte sich zu ihr um. »Er hat sich eine Weile oben hingelegt. Ich glaube, er hat die Nacht durchgearbeitet.«

»Lieber Himmel, wie kann man sich so was antun?« Martha ging zum Kaminsims hinüber, um sich die gerahmten Fotos dort anzusehen. Sie nahm eines in die Hand und betrachtete es eingehend. »Was kann zwischen Weihnachten und Neujahr schon so dringend sein, dass er abends nicht nach Hause gehen kann?«

»Da geht's um eine große Sache. Feindliche Übernahme, was ich so rausgehört habe. Er sah fix und fertig aus.«

Auf mich wirkte Lucas selber fix und fertig. Er hatte nicht nur abgenommen, sondern war auch sehr blass. Seine Haare waren noch so schwarz und lockig wie früher, hatten aber ihren blauen Schimmer verloren und mussten dringend geschnitten werden. Die Champagnerflasche gab ein dumpfes, tieftrauriges Plopp von sich, als er den Korken herauszog. Er reichte die Gläser herum und ließ sich dann neben mir auf dem Ledersofa nieder. Dann zündete er sich eine Zigarette an, wobei er den Kopf auf die für ihn typische, in sich

gekehrte Art zur Seite neigte. Ich fand die Geste merkwürdig beruhigend, etwas Vertrautes in einer fremden Umgebung. »Und wie geht's dir so?«, fragte er. »Tut gut, dich zu sehen.«

»Ich hab dich vermisst«, sagte ich.

Er sah auf sein Knie und zupfte an einem losen Faden in der Seitennaht herum. »Ich hätte dich anrufen sollen.«

»Also das ist nun wirklich kein Thema, Lucas. Wie geht es dir?«

»Eigentlich ganz gut.« Er lächelte traurig. »Ich kann mich nur nicht mit dem Gedanken abfinden, dass er nie wiederkommen wird. Ich kann nicht begreifen, dass ein Mensch wie er einfach ausgelöscht sein soll.« Er zog heftig an der Zigarette, ein Ascheröllchen fiel auf seine Hose. »Er hatte so viel – wie soll ich sagen – Lebenskraft, und dann soll nichts davon übrig bleiben ... Und alles so kurz nach Mums Tod. Drei Monate – Jo, vor sechs Monaten hatte ich sie noch beide. Die beiden Menschen, die ich am meisten auf der ganzen Welt geliebt habe. Und er hat sich auch noch aus freien Stücken dafür entschieden – das werde ich nie verstehen.«

Alle behutsamen Worte, die ich mir zurechtgelegt hatte, verließen mich, und so nahm ich einfach seine Hand und drückte sie. Er erwiderte den Druck und strich dann langsam mit dem Daumen über meine Finger, als wollte er mich beruhigen.

»Er hat dich gern gehabt, weißt du?«

»Ich habe ihn auch gern gehabt. Einem Menschen wie ihm bin ich nie begegnet«, sagte ich aus tiefster Seele. Es war ein Schock gewesen, als ich von Patricks Selbstmord erfahren hatte. Er war für Lucas mehr ein Vater als ein Onkel gewesen. Ich hatte ihn öfter getroffen, vor allem, als wir noch studierten und er Lucas und mich mittags zum Essen eingeladen hatte. Auch jetzt noch gehören die Momente, die ich in seiner Gesellschaft verbracht hatte, zu den schönsten Erinnerungen an meine Studienjahre. Patrick hatte einen überwältigenden Eindruck auf mich gemacht. Obwohl er schon damals Ende fünfzig gewesen sein musste, strahlte er eine große Energie aus, körperlich wie geistig. Seine schwarzen Haare waren an den Schläfen leicht ergraut, wirkten aber immer noch vital. Er hatte etwas Homerisches an sich, als hätten sich in ihm ein paar Liter vom alten heroischen Blut bis in eine weniger hehre

Zeit erhalten.

Er hatte mir auch das Gefühl vermittelt, ich hätte etwas zu geben. Einmal saßen wir im Randolph Hotel; eingeschüchtert von der tafelnden Prominenz und der Förmlichkeit des Speisesaals, beschrieb ich Patrick eine besonders nassforschende Mitstudentin, die Lucas und ich von Herzen verabscheuten. Ich konnte mich an meine Bissigkeiten nicht mehr im Einzelnen erinnern, doch Patrick griff über den Tisch hinweg nach meiner Hand und sagte: »Eines Tages müssen Sie schreiben. Sie haben eine wunderbare Begabung für Metaphern.« Bei jedem anderen hätte das affektiert geklungen, doch da er selbst so erfolgreich war und einen heißen Draht zur aktuellen Kulturszene besaß, waren seine Worte für mich das größte Kompliment. Patrick hielt mich der Ermutigung für wert und wurde für mich zum geistigen Ansporn. In seiner Gegenwart tat sich die Welt auf, bereit, erobert zu werden. Und ausgerechnet dieser Mensch, der alles hätte erreichen können, beschloss, sich das Leben zu nehmen.

»Er hoffte, du wärst meine Freundin.«

Ich überspielte meine Überraschung mit einem Lachen. Die Frage einer Beziehung zwischen uns gab es schon sehr lange, auch wenn wir beide nie darüber gesprochen hatten.

Ich war Lucas zum ersten Mal in Oxford begegnet, im Raum unseres Tutors bei der Einführung für Studienanfänger. Lucas trug einen marineblauen Fischerpullover, Jeans und Converse-Schuhe. Er setzte sich auf das braune Samtsofa und versank trotz seiner Größe in der Tiefe, verschluckt von den ausgeleierten Sprungfedern – wir lernten rasch, uns bloß nicht daraufzusetzen. Lucas kämpfte nicht gegen das Versinken an, versuchte auch nicht, sich weiter nach vorn auf die Kante zu setzen, sondern ließ einfach zu, was geschah. Ich schrieb dies sofort einem Selbstbewusstsein zu, wie man es in den berühmten Privatinternaten antrainiert bekommt; dafür gab es an den Oxforder Colleges genügend Beispiele, die durch die Höfe stolzierten, als wären sie auf ihrem Familiensitz, und sich mit der Selbstsicherheit der längst Etablierten an der Collegebar volllaufen ließen. Ich fand diese Leute entsetzlich. Einerseits fühlte ich mich eingeschüchtert und war neidisch auf diese Studenten, die als Achtzehn-, Neunzehnjährige schon

dermaßen selbstsicher sein konnten, zum anderen fragte ich mich aber auch, was man für eine Dampfbake sein musste, um nie einen Anflug von Selbstzweifel zu erleben.

Ich erkannte bald, dass Lucas nicht zu Leuten dieses Schlags gehörte. Nach der Besprechung mit dem Tutor, der uns Unmengen Homer aufgab, die wir fast über Nacht zu übersetzen hätten, der bei uns eine gründliche Vertrautheit mit Autoren voraussetzte, von denen ich kaum gehört hatte, und der zu meiner Beunruhigung mehrere Witze auf Lateinisch machte, zogen wir fünf uns zu einer Kaffeepause in den Gemeinschaftsraum der Anfangssemester zurück. Es stellte sich heraus, dass Lucas, der bei der Besprechung kaum etwas gesagt hatte, eine sehr bescheidene private Tagesschule in London besucht hatte und mit seiner Mutter, einer Kinderbuchautorin, am Rand von West Hampstead wohnte. Ich hatte verfolgt, wie er mit seinen langen Fingern gekonnt eine Zigarette drehte, und wartete vergeblich darauf, dass er mir noch mehr von sich erzählte. Eine solche Zurückhaltung hatte ich noch nie erlebt.

Wer sein Selbstbewusstsein seit jeher schrill zur Schau trug, war Danny. Kaum hatte er den Fuß in die Universität gesetzt, schien er schon alles und jeden zu kennen. Am allerersten Abend, als wir uns zu unserem ersten Ausflug in die Colledgebar versammelten, konnte er leider nur auf einen einzigen Drink zu uns stoßen, weil er dann zu einer Party ins Balliol College musste.

»Auf der Schule war er auch schon so«, hatte Lucas gesagt, während er einen Bierdeckel in kleine Fetzen riss.

»Ihr seid zusammen zur Schule gegangen?«

Er nickte. »Aber nur in der letzten Klasse. Und er ist erst mitten im Jahr zu uns gekommen – ist von einem nobleren Internat geflogen. Aber bis zur Mittagspause des ersten Tags hat er es geschafft, die Aufmerksamkeit der ganzen Schule auf sich zu ziehen.«

»Klingt nach Nervensäge.«

»Nein, er ist ganz in Ordnung. Und echt amüsant.«

In den nächsten Wochen erfuhr ich mehr über die Freundschaft zwischen Danny und Lucas. Sie hatte ihre Triebfeder in einer ungewöhnlichen Dynamik. Keiner von uns hätte geglaubt, dass Danny

mit den topmodischen Cityklamotten, der zur Selbstdarstellung neigte und sich gern mit Leuten umgab, sich so gut mit dem ruhigen, umgänglichen Lucas verstehen würde, der immer in Jeans und Pulli herumlief – über eine solche Vorstellung hätten wir nur gelacht. Doch es wurde klar, dass zwischen den beiden eine enge Symbiose bestand. Lucas schätzte Danny, weil jeder von Dannys Freunden automatisch zur In-Szene gehörte und somit auch Lucas, von Anfang an. Und da ich mit Lucas befreundet war, wurde auch ich überall mit eingeladen. So lernten wir beide, die ohne solche Beziehungen wahrscheinlich vier Jahre lang vom gesellschaftlichen Radar unentdeckt vor uns hin studiert hätten, einen großen Teil der Reichen und Schönen in Oxford kennen, deren Leben in ganz anderen Dimensionen verlief als unseres.

Meine eigene Beziehung zu Danny war schwierig. Ich glaube, wenn ich mit Lucas nicht so eng verbunden gewesen wäre, hätte er mich gar nicht beachtet. So war er dazu verpflichtet. Manchmal kamen wir ganz gut miteinander aus. Dann wieder spürte ich, dass er mich als lästigen Dritten in ihrer Freundschaft empfand.

Denn die Beziehung der beiden war keineswegs einseitig. Lucas bot Danny etwas, was er nirgendwo sonst bekam: schlichte, wahre Freundschaft. Mit achtzehn hatte er alle weniger Selbstbewussten durch seine übersteigerte Selbstsicherheit in die Flucht geschlagen, nur Lucas schien sich nicht daran zu stoßen. Mehr noch, er holte Danny auf den Teppich zurück, erdete ihn. Wie es sich anhörte, hatten Dannys Eltern schon vor Jahren jeden Einfluss auf ihn verloren; aber wenn er zu sehr abhob und wieder in die Realität zurückfinden musste, dann wandte er sich an Lucas.

Manchmal ging Danny bis an die Grenzen seiner Kräfte. Nicht seiner intellektuellen – da bestand nie eine Gefahr. Und uns wurmte, dass dafür auch nie eine Notwendigkeit bestand: Er hatte mit Rachel englische Literatur studiert und besaß von uns allen die größte akademische Begabung. Das konnte einen zur Verzweiflung treiben, vor allem, wenn er als Einziger mit »hervorragend« bewertet wurde. Nein, wenn Danny an seine Grenzen ging, dann hieß das zu viel Alkohol, zu viele Drogen, zu viele Nächte ohne Schlaf. In solchen Fällen suchte er Zuflucht bei Lucas, ließ sich von ihm gut zureden und tauchte ein paar Tage in

dessen Zimmer unter, eingemummelt in seinen Morgenmantel und mit jammervoller Miene Vitamingetränke schlürpfend, als wäre das ganze Elend nicht hausgemacht. Sogar dann noch ging etwas Glamouröses von ihm aus. Martha und ich hatten früher öfter festgestellt, dass Danny etwas von den wirklichen Hedonisten unter den Rockstars hatte, von einem Steve Tyler oder Anthony Kiedis. Da wir in seiner Umlaufbahn kreisten, hatten wir das Gefühl, etwas von seinem Glanz fiele auch auf uns. Aber das war es nicht allein. Uns genügte, dass es jemanden gab, der das, worüber wir nur redeten, tatsächlich lebte. Wir brauchten keine Drogen zu nehmen, weil Danny sie nahm; wir konnten reden, als wüssten wir alles darüber, ohne selbst ein Risiko einzugehen. Danny schenkte uns das Gefühl, wir wären hip wie er, obwohl wir nichts dergleichen waren. Uns gefiel dieses Image, das wir ihm verdankten. Und bis zu einem gewissen Grad mochte er uns wohl auch, weil wir den Hintergrund abgaben, vor dem er glänzen konnte.

Wenn es um Exzesse ging, war der einzige Mensch, der mit Danny mithalten konnte, paradoxerweise Lucas. Er nahm keine Drogen, konnte aber saufen wie ein Loch. Wenn Danny gerade auf Alkoholtrip war, konnte er auf Lucas als Saufbruder zählen. Lucas trank regelmäßig moderate Mengen, war aber auch dem extremsten Saufgelage gewachsen. Meistens machte es Spaß, mit ihm zu trinken, doch gelegentlich schien unter der jovialen Fassade des Gesellschaftstrinkers eine Gier auf, die sonst niemand von uns teilte, nicht einmal Danny. Ich hatte nie ein Wort darüber verloren, hätte es am liebsten verdrängt, doch gelegentlich zog Lucas sogar die Aufmerksamkeit von Dozenten auf sich. Ich erinnere mich, wie ich einmal draußen auf dem Flur auf Lucas wartete, den unser Tutor zu einem Gespräch zurückbehalten hatte. Ich konnte nicht vermeiden, die letzten Worte mitzuhören. »Denken Sie an die alte griechische Weisheit, Lucas«, hatte der Tutor gesagt. »Μῆδεν ἀγάν. Alles in Maßen.«

Im ersten Semester kam es mehrmals vor, dass Lucas und ich uns die Nacht in der Bibliothek um die Ohren schlugen und ich hoffte, unsere wachsende Freundschaft würde sich noch in eine andere Richtung entwickeln und es würde mehr daraus werden. Wir kamen aus sehr unterschiedlichen Gesellschaftsschichten und hatten dafür überraschend

viele Gemeinsamkeiten. Wir hassten Sport, vor allem sämtliche Spielarten von Mannschaftssport, und liebten Indie-Musik, die wir die ganze Zeit hörten. Wir kamen uns rasch nahe. Wir schrieben zusammen unsere Seminararbeiten, gingen zusammen ins Pub und kochten zweimal die Woche miteinander. Im Lauf des Semesters gab es ein paar Tage, an denen ich mich zu fragen begann, ob er meine Gefühle vielleicht erwiderte.

Doch eines Abends ging ich mit Martha aus, mit der ich mich ebenfalls angefreundet hatte, und beschloss, als ich angetrunken ins College zurückkehrte, Lucas auf einen Absacker zu besuchen. Lucas war nicht da, wohl aber der Typ, mit dem er das Zimmer teilte, ein Historiker aus Liverpool. Er hatte eine Flasche Wein aufgemacht und goss mir ein Glas ein; während ich wartete, unterhielt ich mich mit ihm. Lucas besuchte einen Schulfreund im St. John's College und kam erst nach zwei Uhr früh zurück. Da war ich schon so betrunken, dass ich mit dem Historiker rumknutschte, als er die Tür aufmachte.

Danach veränderte sich unsere Beziehung unmerklich. Alle Zweifel waren nun beseitigt: Für Lucas war ich eine Freundin und nichts weiter. Martha versuchte mich zu trösten und meinte, es wäre ganz klar, dass er auf mich stand, aber ich hätte sein Selbstvertrauen angekratzt, doch das konnte ich nicht glauben. Ich war bitter enttäuscht und hätte mich in den Hintern beißen mögen wegen dieses Historikers, an dessen Namen ich mich heute kaum erinnere. Weihnachten fuhr ich nach Hause, am Boden zerstört. Ich muss für meine Familie ziemlich unerträglich gewesen sein.

Doch allmählich gewöhnte ich mich an die Lage und merkte bald, dass mich viele um meine Nähe zu Lucas beneideten, platonisch, wie sie war. Er war bei Männern und Frauen gleichermaßen beliebt. Er sah auf eine unaufdringliche Weise gut aus, doch was ihn von anderen abhob, waren seine Freundlichkeit und sein Desinteresse, um einen Platz in der Hackordnung des College zu rangeln.

»Ich geh Michael wecken«, sagte Martha. »Der verpasst ja sonst alles.«

»Gut«, stimmte Lucas zu und wandte den Blick von mir ab. »Erster Stock, zweites Zimmer links. Neben dem Bild von der Dame mit dem

großen Hut. Tolles Gemälde übrigens – morgen könnt ihr es richtig sehen.«

Ich freute mich auf das Wiedersehen mit Michael. Vor Weihnachten hatte er so viel arbeiten müssen, dass wir uns nicht mehr treffen konnten. Ich vermisste seinen trockenen Humor.

»Hast du bestimmte Pläne fürs Wochenende, Lucas?«, fragte Greg. Er hatte eine tiefe Stimme.

»Nichts Besonderes. Ich dachte, wir relaxen einfach, kippen ein paar Drinks. Ich zeig euch morgen den Rest des Hauses und habe vor, abends für uns zu kochen.«

»Lucas ist ein Superkoch«, erklärte Rachel ihrem Freund. »Der beste von uns allen, mit Abstand.«

»Ach was«, sagte Lucas. »Noch etwas: Ich will hier nicht den Schlossherrn spielen. Ich habe das Haus nicht verdient, sondern es ist mir einfach zugefallen. Da hab ich eben Glück gehabt – oder Pech. Und ich will kein großes Getue darum machen – es soll einfach uns allen gehören.« Er warf seine Kippe ins Feuer und stand auf, um eine neue Runde einzuschenken.

Auch ich stand auf und ging zum anderen Sofa hinüber. Ich kniete mich hinter die Rückenlehne, um mich mit Rachel zu unterhalten, und stützte die Unterarme auf das Polster. »Du hast dir die Haare schneiden lassen«, sagte ich. Sie waren kurz, nicht länger als zwei Fingerbreit, ein kleiner Pony endete abrupt über ihrer hohen Stirn.

»Ziemlich trendig, der Schnitt; findest du nicht, dass ich aussehe wie die Jungfrau von Orleans?«

Ich lachte. »Überhaupt nicht! Dafür ist es viel zu schön.«

»Schwachsinn!« Rachels Direktheit überraschte mich immer noch. Ich hatte fast ein Jahr gebraucht, bis ich erkannte, dass ihre Kommentare keineswegs als Grobheit gemeint waren. Die Tür ging auf, und Martha erschien mit Michael. Trotz Nickerchen sah er erschöpft aus. Erstaunlich, dass er so extreme Arbeitszeiten durchhielt. Er hatte eine nützliche Spielart der Narkolepsie entwickelt, dank der er, wenn er gerade nicht arbeiten musste, jederzeit und in der unbequemsten Stellung in Tiefschlaf verfallen konnte. Ich umarmte ihn.

Danny ging in die Eingangshalle zu seiner Tasche und kehrte mit

einer Flasche zurück. »Darf ich vorstellen – mein Freund Tequila.«

»Ich glaube, Patrick hatte ein paar Schnapsgläser.« Lucas öffnete das Sideboard, spähte in die hinteren Winkel und holte sieben winzige Gläschen heraus. »Ich schau mich mal nach Zitronen um.«

Martha hockte sich neben mich auf die Sofalehne. Ich merkte ihr ihre Aufregung an, sie zwinkerte ständig mit den grauen Augen. Sie hatte sich die langen braunen Haare zu einem glatten Knoten aufgesteckt, mit dem sie älter und mondäner aussah als sonst. Mir wurde das Herz warm vor Zuneigung. »Ich hätt's wissen müssen, dass Danny so was plant«, sagte sie. »Jetzt wird's gleich chaotisch.«

Lucas brachte Salz und zwei Zitronen. Mit einem Taschenmesser schnitt er eine Zitrone in Achtel, während Michael die Gläser füllte. Wie üblich hob es mich richtig bei der Aussicht auf das Kommende, als ich meine linke Hand zur Seite hielt und mir von ihm Salz in das Grübchen am Daumenansatz schütten ließ.

»Die anatomische Schnupftabaksdose«, sagte Michael.

»Bitte keine medizinischen Details.« Danny streckte die Hand aus.

»Vielleicht werden wir um Medizinisches nicht herumkommen«, sagte ich.

»Alle bereit? Also los!«

Wir drückten die Zunge ins Salz, kippten den Tequila und pressten die Zitronenspalte in den Mund. Ich kämpfte gegen Würgreiz. »Warum tun wir uns das an?«

»Weil das Partysoft ist. Das weckt die Südamerikanerin in dir«, sagte Danny grinsend. Es war schwer, sich nicht von seiner Begeisterung mitreißen zu lassen. Er war schon immer derjenige gewesen, der das Feuer in Gang brachte – er machte eine Flasche auf, drehte das Radio an und dann war drei Tage lang Party. Martha sah aus, als würde sie gleich den Twostep über den Teppich tanzen. Ihre Augen glitzerten.

»Wie spät ist es?«, fragte Lucas.

»Elf.«

»Sollen wir Musik auflegen?« Er hockte sich vor die Stereoanlage, die einen mächtigen Sound versprach, suchte eine CD aus dem Stapel und schob sie ein.

Danny grinste, als er die ersten Takte von Shirley Basseys History

Repeating hörte. »Gute Wahl, Lucas.« Der Song hüllte uns so dicht in seine üppigen, rauen Klänge ein, als käme die Musik aus den Wänden. Wir tanzten alle, sogar Lucas, der sonst immer freiwillig den DJ machte, damit er nicht tanzen musste. Danny stand vor dem Feuer und wiegte sich so aufreizend in den Hüften, dass ich mir beim Zusehen vorkam wie eine Voyeurin. Seine Jeans, die er immer auf Pistolengürteltiefe trug, sah aus, als würde sie jeden Moment ganz herunterrutschen.

Nach ein paar Songs begann ich zu husten. Offenbar hatten wir alten Staub aufgewirbelt. Greg, der neben mir tanzte, fasste mich am Arm. »Geht's? Du hast doch Asthma.« Das war nicht als Frage formuliert, und ich wunderte mich, woher er das wusste.

»Ich hab ein Spray in der Manteltasche«, sagte ich. »Das hol ich mir gleich.« Mir wurde immer enger um die Brust. Unten am Zwerchfell hatten meine Lungenflügel den Dienst völlig eingestellt; ich atmete flach und ineffektiv.

In der Eingangshalle schlug mir wieder die Kälte entgegen. Und die Stille. Die Salontür war so massiv, dass ich die Musik trotz ihrer Lautstärke kaum noch hören konnte. Ich griff in meine Manteltasche und zog das Spray heraus. Die meisten Leute haben falsche Vorstellungen von Asthma; sie glauben, man bekäme keine Luft. In Wirklichkeit kann man nicht ausatmen – ein Gefühl, als würde man lebendig begraben, die verbrauchte Luft kann nicht entweichen.

Nach ein paar Hüben begann ich mich zu entspannen. Ich hustete, um den Brustkorb frei zu machen, und der Husten hallte durch das Haus. Ich blickte hoch zu den oberen Stockwerken, die sich im Dunkel wie Theaterränge übereinandertürmten. Alle Türen, die von der Eingangshalle abgingen, waren geschlossen. Gegenüber lag ein finsterer Durchgang, der zum hinteren Bereich des Hauses führte.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass ein Augenpaar auf mich gerichtet wäre. »Lucas?«, fragte ich, mehr, um die Stille zu durchbrechen, als in Erwartung einer Antwort. Ich wusste, dass ich außerhalb des Salons die einzige Person im Haus war. Mich überlief eine Gänsehaut. Die Erinnerung an den Klang meiner Stimme hallte mir in den Ohren. Ich holte tief Luft und zwang mich, eine Minute lang still zu stehen und in die unbeleuchteten Winkel abseits der Lampen zu sehen, dann nach oben

zu den Treppenabsätzen. Halb erwartete ich, dort jemanden zu entdecken, der sich übers Geländer beugte und mich beobachtete. Doch da war nichts. Und dennoch ... Es kam mir vor, als lauerte dort etwas, etwas, was mir nicht wohl gesonnen war. Plötzlich schwoll das Dunkel um mich herum an. In meinen Ohren begann es zu rauschen, als flüsterten die Wände selbst auf mich ein. Da ertrug ich es nicht länger. Ich riss die Salontür auf und hastete zurück ins Licht, in die Musik.

»Alles klar?« Lucas stand in der Nähe der Tür.

»Ein bisschen Atemnot. Ich hab mein Spray benutzt.« Ich lächelte. Jetzt, wo ich wieder bei den anderen war, kam mir meine Angst irrational und lächerlich vor.

»Gut.« Er reichte mir mein Glas. »Ich hol noch mehr Champagner aus dem Keller, damit für Mitternacht alles bereitsteht. Bin gleich wieder da.«

Ich setzte mich aufs Kamingitter und genoss die Hitze im Rücken. Noch immer spürte ich den eisigen Hauch auf meiner Haut. Michael setzte sich neben mich, und wir sahen zu, wie die anderen tanzten, Danny mit Martha, Greg mit Rachel. Rachel stand auf Zehenspitzen und flüsterte Greg etwas ins Ohr; er lachte, beugte den Kopf herunter und küsste sie leicht.

»Hast du ihn schon mal gesehen?«, fragte ich Michael leise.

»Einmal, vor ein paar Wochen. Er ist beruflich viel unterwegs. Ein wahnsinnig intelligenter Typ.«

Lucas kehrte mit einem Tablett frischer Gläser zurück, unter seinem Arm klemmten zwei weitere Flaschen. »Noch drei Minuten.«

Ich befand, dass meine Lungen gut genug arbeiteten, um eine Zigarette zu verkraften. Eines schätzte ich an meinen besten Freunden, die alle hier versammelt waren: Sie versuchten nie, mich vom Rauchen abzubringen, Asthma hin oder her. Ich wusste selber, dass ich mit dem Rauchen aufhören sollte; das war ihnen klar, und damit ließen sie's gut sein.

Silvester ist der Abend im Jahr, für den ich am wenigsten übrig habe. Ich mag die Erwartung nicht, mit der er befrachtet ist: Jeder fühlt sich verpflichtet, sich zu amüsieren, als würde das eigene Verhalten bereits

das Muster fürs kommende Jahr festlegen. Und dann diese Vorstellung, dass das neue Jahr anders werden würde, als ob wir um Mitternacht unser altes, willensschwaches Selbst abwerfen und ein neuer, besserer Mensch werden könnten. Mehr als alles andere waren mir gute Vorsätze zuwider. Man kann es mit den langen, messerscharfen Blicken ins eigene Innere auch übertreiben.

»Mach das Radio an, Martha«, sagte Lucas und schälte die Folie von einer der Flaschen. Gerade rechtzeitig: Big Ben hatte schon angefangen zu schlagen. Bei den Schlägen dieser Glocke überlief mich wie immer ein Frösteln. Wieder ein Jahr vorbei.

»Frohes neues Jahr!« Der Korken schoss heraus, und Lucas goss den Champagner ein, Schaumströme liefen an den Gläsern herab. Er reichte mir ein Glas und küsste mich auf die Wange, so dicht am Mund, dass er fast meine Lippen berührte.

Ich erwiderte seinen Blick, als er sich wieder aufrichtete. »Frohes neues Jahr!«

»Froher als das letzte, hoffentlich«, sagte er. »Prost.«

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Danny eine weitere Zitrone zerteilte. Ich zupfte Lucas am Ärmel. »Komm mit raus, eine rauchen. Er geht schon zur nächsten Tequila-Attacke über.« Wir nahmen unsere Gläser und schlichen uns hinaus. Lucas knipste das Licht im Durchgang an, der, wie ich nun sehen konnte, in die Küche führte. Hier ging der schwarz-weiße Schachbrettboden der Eingangshalle in grobe Platten über, die rauen Steinmauern waren weiß getüncht. Mit Lucas in meiner Nähe fühlte ich mich sicher. Natürlich war niemand dort gewesen. In der Panik des Asthmaanfalls hatte ich einfach durchgedreht und mir alles nur eingebildet. Direkt vor der Küche bogen wir ab und gelangten zu einer Tür, die mit schweren Riegeln verschlossen war. Lucas zog sie zurück, und wir traten hinaus. Erst konnte ich nichts sehen, doch dann nahmen die Dinge in der Nacht Gestalt an, indigoblau umrahmt. Wir standen auf einer Art erhöhter Terrasse seitlich am Haus, etwa fünf Meter über einem Garten, einer weiten Rasenfläche, die bis zu einem schwarzen Waldsaum reichte. Wir spürten die beißende Kälte, obwohl wir unsere Mäntel mitgenommen hatten. Ich sah Lucas an und konnte sein Kinn, die Nase und die glänzenden Augen ausmachen. Er gab mir

eine Zigarette und zündete sie an, eine kleine Lichtexplosion. Die Sterne über uns waren scharfe kleine Punkte, wie mit Nadeln ins Schwarz gestochen. »Orion und der Große Bär. Siehst du?« Ich deutete nach oben.

»Bei Sternbildern bin ich ein hoffnungsloser Fall. Ich muss sie immer gezeigt kriegen, von selber sehe ich sie nie.«

»Früher ist es mir genauso gegangen. Bis zu dieser Fahrt nach Griechenland – erinnerst du dich? Da hat mir jemand den Orion gezeigt, den finde ich jetzt immer wieder.«

Wir saßen auf der Balustrade, die die Terrasse umrandete; ich schwang die Beine über die Brüstung nach draußen. Eine einsame, milchige Wolke zog über den Mond. Der Rasen unter uns glitzerte vor Raureif. »Ein Wahnsinnshaus. Ich kann gar nicht glauben, dass es dir gehört.«

»Ich hätte mir nie träumen lassen, dass Patrick es mir vererbt. Aber ich rede Blödsinn: Wem hätte er es sonst vererben sollen?« Er fuhr sich durch die Haare. »Ich hätte nie gedacht, dass er stirbt, und irgendwie habe ich erwartet, wenn er mal stirbt, wird auch das Haus verschwinden. Es hat so sehr zu ihm gehört.« Das Ende seiner Zigarette glühte orangefarben auf. »Ich hab so ziemlich alles gekriegt. Die Wohnung in Hampstead ist schon verkauft, und ich habe einen Makler gefunden, der die Galerie und die Bilder für mich verkauft. Damit könnte ich nichts anfangen. Ich hab keine Ahnung von Kunst. Die Leute haben bei Patrick Bilder gekauft, weil er den Ruf eines Experten hatte. Wer würde mir schon Kunst abkaufen?«

Ich fröstelte und rutschte näher an ihn heran, um mich zu wärmen. Ohne nachzudenken hakte ich mich bei ihm unter wie schon hundertmal zuvor. Aber heute Abend empfand ich dabei kein so ungezwungenes, behagliches Gefühl wie sonst. Und auch Lucas hätte sich früher nichts dabei gedacht, doch jetzt wandte er mir das Gesicht zu, und unsere Blicke begegneten sich einen Moment. Ich sah rasch nach unten, falls er dachte, ich würde – was denn? Mit ihm flirten? Es war mir peinlich, dass er das denken könnte, aber irgendwo wünschte ich es mir sogar. Ich spürte, dass sich zwischen uns etwas veränderte. Warum hatte er mir erzählt, Patrick habe gehofft, ich sei seine Freundin?

Und dieser Kuss vorhin. Ich fragte mich, ob er sich jetzt vorbeugen und mich küssen würde, doch das tat er nicht, und der Moment ging vorüber. Wir saßen schweigend da, im Garten unter uns regte sich nichts. Inzwischen hatten sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt, und ich konnte alles ganz deutlich erkennen, die streng angelegten Rabatten unter uns mit dem Pampasgras und den kahlen Rosensträuchern, den Rasen und die immergrünen Lorbeerbüsche an der Grenze zwischen Rasen und Haus.

»Hier kannst du machen, was du willst«, sagte ich nach einiger Zeit.
»Niemand kann dich hören.«

»Was ich vorhin gesagt habe, habe ich ernst gemeint. Ich möchte wirklich, dass du – und die anderen – euch hier wie zu Hause fühlt. Schlossherr spielen macht keinen Spaß, wenn man ganz allein ist.«

Ich umarmte und drückte ihn. »Du bist einmalig.«

Er lächelte. »Gehen wir wieder rein. Ich frier mir hier den Arsch ab.« Er stand auf und fasste mich an der Hand, als ich die Beine wieder über die Balustrade schwang.

Drinnen schlief Michael auf einem der Ledersofas. Greg und Rachel waren zu Bett gegangen. Das Feuer brannte herunter, und der Tequila war ausgetrunken, die Flasche lag neben einem Haufen ausgelutschter Zitronenstücke. Martha hockte vor der Anlage, zwischen zwei Stapeln CDs. »Ich kann mich nicht entscheiden, was ich auflegen soll«, sagte sie. Danny saß im Schneidersitz vor dem ersterbenden Feuer und drehte sich einen Joint, die Zungenspitze zwischen die Zähne geklemmt. »Willst du noch was trinken?«, fragte mich Lucas und hielt eine Champagnerflasche ins Licht. Ich schüttelte den Kopf.

»Ja, Zeit zum Schlafen. Ich zeig dir dein Zimmer. Ich muss nur noch kurz die Runde machen und nachsehen, dass alles zugesperrt und die Alarmanlage eingeschaltet ist. Du lieber Himmel, wenn hier eingebrochen würde!« Ihn schauderte bei der Vorstellung.

Kapitel II

Als ich am späten Vormittag aufwachte, war mein Zimmer in helles Licht getaucht, als hätte es in der Nacht geschneit. Ich schob das schwere Baumwollbettzeug weg und ging zum Fenster hinüber. Es war kalt im Zimmer. Draußen lag kein Schnee, aber der Garten war weiß von Raureif. Ich stand eine Weile da, schaute auf den weiten Rasen hinaus und freute mich, dass ich hier im T-Shirt stehen konnte, ohne gesehen zu werden. In London teilten Martha und ich ein enges Reihenhäuschen, in das die nächste Häuserzeile guten Einblick hatte, deshalb ließen wir die Vorhänge immer zu, bis wir angezogen waren. Hier gab es kein anderes Haus in Sichtweite.

Ich war letzten Abend so müde und angeheitert gewesen, dass ich mir mein Zimmer nicht weiter angesehen hatte. Verglichen mit der Imposanz des ganzen Hauses war es klein, allerdings größer als jedes Zimmer, das ich je bewohnt hatte. Es lag im obersten Stock, also im ehemaligen Dienbotenquartier. Die Einrichtung war immer noch einfach: ein schmiedeeisernes Bett, gegenüber dem Fußende eine wuchtige Mahagonikommode. Es gab auch einen kleinen Kamin mit einem Trockenblumenstrauß darin und auf dem Sims zwei Kerzenständer aus Kristallglas. Die unebenen, mit einer dicken cremeweißen Farbschicht überzogenen Wände waren kahl bis auf ein großes Ölgemälde über dem Bett. Ich kniete mich aufs Kopfkissen, um es näher zu betrachten. Eine klassische Szene, Nymphen beim Bad im Fluss, im dunklen Wasser von ihren langen blonden Haaren umspült. Am Ufer lag Narziss, in sein vom Wasser zurückgeworfenes Spiegelbild versunken. Ich fragte mich, ob das Bild schon immer hier gewesen war oder ob Lucas es in mein Zimmer gehängt hatte, weil er wusste, dass es mir gefallen würde.

Mein Kleid lag als seidene Lache auf dem Teppich; ich hob es auf, nahm es an den Trägern und schüttelte es aus. Ich würde es in die Reinigung geben müssen, bevor ich es wieder anziehen könnte, doch ich hängte es ordentlich auf einen Kleiderbügel an der Tür. Dann schlüpfte ich in Jeans und einen dunkelblauen Pulli und zog meine Boots an. Ich räumte auf und machte das Bett: Ich stopfte die

Leintücher straff unter die Matratze, dass sie aussah wie mit Zuckerguss überzogen. Als ich die Tür hinter mir schloss, vergewisserte ich mich, dass alles ordentlich war, als wäre ich im Hotel und nicht im Haus eines Freundes.

Anscheinend war ich als Erste aufgestanden; alles war still. Ich stand am Treppengeländer und sah das Haus zum ersten Mal bei Tageslicht. Ich fühlte mich, als wäre ich nach Ende der Öffnungszeiten in einem riesigen Museum zurückgeblieben, halb beunruhigt, halb aufgeregt bei der Aussicht, allein mit dem zu sein, was andere nur unter Aufsicht betrachten können. Unter mir lagen die Windungen des Treppenhauses und der Schachbrettboden. Beim Blick nach oben sah ich, dass das Dach aus einer Kuppel bestand, die ich von draußen in der Dunkelheit nicht bemerkt hatte. Unter ihr lief eine durchgehende Fensterreihe ringsum, durch die das weiße Winterlicht hereinschien.

Und über meinem Kopf befand sich eines der aufsehenerregendsten Gemälde, die ich je gesehen hatte. Das Innere der Kuppel war in einer fast unglaublichen Üppigkeit ausgemalt, in tausend Schattierungen von Blau, Gold, Granatapfelpink und Rot, detailreich und gleichzeitig grandios. Die Malerei wirkte auf mich wie die weltliche Version eines Renaissance-Kirchenfreskos von höchstem Rang. Wiedergegeben war eine Zusammenkunft von Göttern, eine Ratsversammlung, vielleicht aber auch ein Trinkgelage. Mir fiel die Szene am Beginn der Ilias ein, wo die Götter behaglich auf dem Olymp zusammensitzen, trinken und sich zanken, wessen Favorit den Krieg gewinnen darf, während unten auf der Ebene von Troja die Krieger ihr Blut vergießen.

Im Zentrum des Gemäldes ruhte auf einem goldenen Lager eine Gestalt, die ich als Zeus identifizierte. Eine Studie beherrschter männlicher Kraft, muskulöse Schultern und Arme, die im Widerspruch zur entspannten Pose standen, das Haupt voll dichter, glänzend schwarzer Haare. Er trug einen weißen, purpurn gesäumten Umhang und an Hals und Handgelenken genug Goldketten, um in einem Hip-Hop-Video auftreten zu können. Die Ringe an seinen Fingern waren mit riesigen Steinen besetzt. Einen Arm ließ er lässig über die Sofalehne baumeln, wo eine Frau kniete, deren bitterschokoladenbraunes Haar ihr über den Rücken und die weißen Falten ihres Gewands floss. Die Frau

beugte sich herab, um Zeus die Hand zu küssen; ihr Rücken rundete sich zu einem geschmeidigen Bogen, das Gewand rutschte ihr von der Schulter und entblößte eine runde, braune Brust. Am anderen Ende der Chaiselongue kniete eine ebenfalls dunkelhaarige Frau im gleichen Gewand, das ihre Schultern allerdings züchtig bedeckte. Diese Göttin hielt Zeus' Füße in den Händen, mit langen, weißen Fingern umschloss sie sanft seine Zehen. Es war nicht sofort einsichtig, um welche Göttinnen es sich bei den beiden Frauen handelte. Diejenige, die Zeus die Hand küsste, hatte eine stärkere erotische Ausstrahlung. Die andere wirkte mit ihrem nachdenklichen, sogar ein wenig traurigen Gesichtsausdruck vergeistigt, wie sie den Blick weg von der Gruppe zum Himmel wandte, der sich über sie spannte. Vielleicht war die erste Aphrodite, die zweite Hera. Zeus sah direkt aus dem Bild heraus, als wolle er Blickkontakt zum Betrachter herstellen. Sein Blick war dunkel und unergründlich. Kein Zorn lag darin, aber auch keine Fröhlichkeit, keine Freude darüber, der Herrscher der Welt zu sein.

Um diese Hauptfiguren gruppierte sich eine Reihe weiterer Gestalten. Ein leicht zu erkennender Ganymed straffte seine Muskeln unter der goldenen Haut, als er die reich verzierte Trinkschale darbot. Zwei andere Götter standen etwas im Hintergrund und steckten verschwörerisch die Köpfe zusammen. Wieder hatte ich keine Ahnung, wer sie sein könnten. Zu den weißen Füßen der Göttin, die ich für Hera hielt, spielten zwei Kinder, rundlich und rosig wie Putten. Überall wuchsen Weinreben, rankten sich an den Füßen des Ruhelagers hoch, zwischen den kräftig grünen Blättern hingen hier und da reife, pralle Weintrauben.

Plötzlich schwand das Licht, und das Gemälde verblasste. Die Sonne war fort. Ich warf einen letzten Blick auf das Deckenbild und wandte ihm dann den Rücken zu, um hinunterzugehen. Ein blassgrüner Läufer, der in der Mitte vom jahrelangen Auf und Ab der Füße abgetreten war, floss wie ein Bach die Treppe hinunter. Alle Türen, an denen ich vorbeikam, waren geschlossen, aber meine Aufmerksamkeit war ganz von der Kunst in Bann gezogen; es gab eine Reihe erstklassiger Bilder. An der Hauptwand im ersten Stock hing ein riesiger Jackson Pollock. Ich hatte noch nie einen in natura gesehen und musste mich

zusammenreißen, um den Farbsturm von Rot und Schwarz nicht zu berühren. Etwas weiter unten hing über einem Treppenabsatz eines von Julian Schnabels berühmten Tellerporträts. Ich begriff jetzt, warum alle Wände weiß waren. Das ganze Haus barg eine hochrangige Kunstsammlung.

Wir frühstückten in der Küche, einem großen Raum mit schwarzweißem Schachbrettboden wie in der Eingangshalle und zweiflügeligen Fenstertüren, die auf einen ummauerten Nutzgarten hinten am Haus hinausgingen. Vor den Fenstertüren stand ein langer Eichentisch, und ich schaute beim Essen in den Garten, der immer noch vor Frost starrete. Eine dünne, glitzernde Raureifschicht überzog die Wege und die laublosen Spalierbäume an der Mauer gegenüber. Die meisten der erhöhten Beete waren leer, doch gab es ein kleines Kräuterbeet und eine Gruppe Stachelbeer- und Himbeersträucher. Keine zwei Meter neben uns pickte ein Rotkehlchen am dünnen Eis einer Pfütze, bis Martha ein Messer fallen ließ. Das Klirren drang nach draußen, das Vögelchen schreckte hoch, bemerkte uns erst jetzt und flog davon.

»Das sieht man heute nicht mehr oft«, sagte Greg und zeigte zur Decke.

Ich blickte hoch. Die Decke war mit schwarzen Haken gespickt. »Hat man da Fleisch aufgehängt?«

»Sieht mir ganz nach S&M aus«, sagte Danny.

»Stell dir vor, in deiner Küche hängen Tierkadaver rum.« Martha verzog das Gesicht und griff nach der Kaffeekanne. Sie goss mir noch eine Tasse ein und füllte dann ihre eigene.

»Die Leute waren früher nicht so zart besaitet«, sagte Lucas. »Heute tun alle, als gäbe es keinen Tod.« Ein bedrücktes Schweigen legte sich über uns, das erst gebrochen wurde, als Danny geräuschvoll in seinen knusprigen Toast biss. Lucas lächelte. »Eine morbide Unterhaltung für den ersten Tag eines neuen Jahres.«

»Entschuldigt die Verspätung«, sagte Michael, der in der Tür erschien. »Ich hab total verschlafen. Keine Ahnung, was mit mir los ist.«

»Du bist bloß überarbeitet«, sagte Martha. »Und keine Angst, wir haben dir was aufgehoben.« Sie stand auf und nahm seinen Teller mit

Rührei, Speck, gebratenen Pilzen und Grilltomaten aus dem Ofen, wo sie ihn warmgestellt hatte. »Danke, du bist ein Schatz.« Er gab ihr einen Kuss auf die Wange.

Nachdem wir abgewaschen und im Salon die Spuren des letzten Abends beseitigt hatten, stiegen die anderen ins Auto, um Zigaretten und Zeitungen zu holen. Danny zog sich zu einem langen Bad zurück, und ich bat Lucas, mir das Haus zu zeigen.

Wir begannen mit Patricks Arbeitszimmer, dem einzigen Raum im Dachgeschoss, das kein Schlaf- oder Badezimmer war. »Patrick mochte die Atmosphäre hier oben und die Aussicht«, sagte Lucas. Der Raum selbst wirkte bemerkenswert schlicht. Auch hier waren die Wände weiß gestrichen, doch auf dem Boden lag ein einfacher beiger Teppich statt der Perserteppiche und üppigen Stoffe, die die unteren Räume und auch mein eigenes Zimmer schmückten. Die Vorhänge waren einfarbig grün, die Wände kahl und ohne Bilder. Die einzigen Möbel waren zwei Ledersessel und ein Schreibtisch, wenn man die verblichenen Polster auf der Fensterbank, die zugleich als Sitz diente, nicht mitzählte. Ich nahm das Foto in die Hand, das auf dem Schreibtisch stand. Es zeigte Patrick in seiner Galerie – zumindest vermutete ich das; mit dem Samtsakko, den Koteletten und den ziemlich langen schwarzen Locken, die Lucas' Haaren bemerkenswert ähnelten, sah er ganz nach Siebzigerjahren aus. Links und rechts von ihm standen Thomas Parrish, einer seiner berühmtesten Künstler, und eine katzenhafte Frau im Hosenanzug à la Bianca Jagger. Patrick war schlanker, sah aber sonst ziemlich genauso aus wie in meiner Erinnerung; er hatte die Arme um die Schultern der anderen beiden gelegt, die klassische Siegerpose beim Feiern von Erfolgen. Patrick und Parrish grinsten breit; mir kam der Verdacht, sie hatten schon einiges intus. Das Lächeln der Frau war nicht so offen, und obwohl sie direkt in die Kamera blickte, hatte ihr Gesichtsausdruck etwas Reserviertes.

Lucas legte die Hand auf einen Papierstoß und strich mit dem Daumen die Kante hoch, dass sie aufblätterte. »Wie du siehst, hab ich mich noch nicht dazu aufraffen können, seine Sachen zu sichten.« Der Schreibtisch war ein Stilleben in sich: haufenweise Hochglanzkataloge, Briefe, Einladungen und Postkarten mit der Ankündigung von Ausstellungen.